

Ein Roman verführt zur Interpretation

Bißbort, Sonja; Schreier, Margit M.

Veröffentlichungsversion / Published Version

Rezension / review

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Bißbort, S., & Schreier, M. M. (2002). Ein Roman verführt zur Interpretation. [Rezension des Buches *Seide*, von A. Baricco]. *Journal für Psychologie*, 10(2), 220-224. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-33447>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY-NC-ND Lizenz (Namensnennung-Nicht-kommerziell-Keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu den CC-Lizenzen finden Sie hier:

<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/deed.de>

Terms of use:

This document is made available under a CC BY-NC-ND Licence (Attribution-Non Commercial-NoDerivatives). For more information see:

<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0>

Baricco, Alessandro (1999). Seide. München: Piper.

Ein Roman verführt zur Interpretation

Nur ein wunderschönes Nichts?

Auf den ersten Blick ist Alessandro Bariccoss „Seide“ ein Roman über die Liebe, auf den zweiten eine Geschichte über das Unglücksglück, auf den dritten über ... Aber warum ist der Roman eigentlich ein Bestseller?

Das erste Mal habe ich den Roman, der im Juli 1999 bei Piper erschienen ist, auf einer Zugfahrt gelesen, buchstäblich in einem Zug. Draußen flogen die Städte und Bäume vorbei, drinnen spürte ich jenes Glück der Vielleserin, das sich meldet, wenn ein Buch nicht die Zeit vertreibt, sondern anhält. Das zweite Mal habe ich es in einer Augustwoche gelesen, unter alten Oliven- und Pinienbäumen auf einer kleinen Insel in der Ägäis. 132 Seiten. Die erste Faszination, das Glück der ersten Begegnung wollte sich nicht noch ein weiteres Mal einstellen. Warum? Was lag dazwischen? Ein knappes Jahr? Zeit? Distanz? Das gleiche etwa, das Verliebtsein, die Faszination des Fremdseins so verführerisch, so kurzweilig macht und das liebevolle Verstehen, die Auseinandersetzung im scheinbar Vertrauten so mühevoll, so langweilig werden läßt?

Nun, die Geschichte kreist, wie mitunter auch die Liebe, um ein paar Sätze, um Leit motive, als verberge sich dort ein Schatz, eine Wahrheit, die es zu enträtseln gilt. Hinter der scheinbaren Monotonie des immer Wiederkehrenden, hinter der lakonischen Ruhe des unaufgeregten Erzählers, den Lebensritualen schlummert jedoch ein fast alltägliches Verhängnis: ein Mann beobachtet „das unerklärliche Schauspiel dessen, was sein Leben gewesen war“. Ein Leben, dem er nur „beiwohnt“, das ihn steuert und um die halbe Welt führt und das ihm nie gehört. Seine Liebes-Geschichte läßt ihn als Monade zurück.

Der Mann heißt Hervé Joncour, lebt in der Zeit, in der auch Flaubert, der Meister der erzählten Desillusionierung, lebte, kauft und verkauft Seidenraupen und ist verheiratet. Auf Geheiß eines anderen Mannes, sein Name ist Baldabiou, und um die heimische Seidenraupenzucht zu retten, reist er um die halbe Welt bis nach Japan, an das Ende der Welt. Dort, in einem fernen fremden Land, begegnet er einem sehr jungen Mädchen. Schicksalhaft und „vollkommen stumm“ verliebt er sich, „ohne sich dessen bewußt zu sein“. Kein Wort wechselt zwischen ihr, der Geliebten des japanischen Geschäftspartners, und ihm, dem Reisenden in fremder Sache. Es ist ein magischer Moment: ohne Sprache, ohne Worte. Ein magisches Erkennen zweier Seelen: unerklärlich, unsagbar. Aber sie bleibt für ihn unerreichbar. Geistig, seelisch, körperlich. Er reist wieder und wieder dorthin, um die halbe Welt, an das Ende der Welt. Nichts scheint die beiden zu verbinden, nichts, nur ein Gespinnst, eine gespenstische Illusion, gewoben aus feinsten Fäden.

Liebe wie Seide. Nichts passiert zwischen ihnen, nichts, nur ein blindes Verlangen, das sie stillt, indem sie ihm eine andere Frau zuführt und er dieser anderen Frau beiwohnt. Nichts läßt sie voneinander loskommen, nicht das wahre Leben, die Wirklichkeit, weder der Krieg, der in Japan wütet, noch Héléne, die Frau, mit der Hervé in Frankreich, seiner Heimat verheiratet ist. Héléne ahnt und weiß und liebt und stirbt, und am Ende des

Romans sitzt Hérve Joncour an ihrem Grab, wissend, daß sie wußte. Er überlebt Héléne um dreiundzwanzig Jahre. „Den Rest seiner Zeit verwendete er auf eine Reihe von Gewohnheiten, die ihn erfolgreich davor bewahrten, unglücklich zu sein. Bisweilen, an windigen Tagen, ging er zum See hinunter und schaute stundenlang hinaus, denn es schien ihm, als zeichne sich auf dem Wasser das unerklärliche, schwerelose Schauspiel dessen ab, was sein Leben gewesen war.“

So lakonisch wie die Geschichte seines Lebens und Liebens beginnt, endet sie. Lakonisch, fast schon lasziv. Was bleibt ist das Geräusch, das man vernimmt, wenn Seide reißt. Nicht unter den Händen, sondern mit der Zeit. Was entsteht, ist das seltsame Gefühl, daß alles so kommen mußte. Nicht weil der Erzähler das so wollte, sondern weil der Held kein Held ist. Was berührt, ist die Schwere der Einsicht, daß es unerreichbar scheint: das Glück, unbefriedigbar: die Sehnsucht, unerledigbar: die Fragen des Lebens. Nicht weil es grundsätzlich unmöglich ist, sondern weil keiner sich wirklich darum kümmert. Wieder und wieder möchte man in die Geschichte eintauchen, in jene Passagen, die sich wiederholen, in das Nichts, das einen umschlungen hält.

Es ist ein wichtiges Wort, dieses „Nichts“, es kehrt immer wieder, ja, es ist mindestens so wichtig wie das Wort Seide. Oder Liebe. Sie hat so gar nichts von dem, was wir heute über wirkliche Liebe gelernt haben. Sie trotz unseren modernen Erkenntnissen, daß wirkliche Nähe aus der Gewißheit erwächst, wahr und ernst genommen zu werden. In Alessandro Bariccos Roman beweist sie keinen Mut, sich dem anderen zu offenbaren, sich ihm zu nähern, sich ihm zu zeigen. Die Vorstellung, wenn wir lieben, entdecken wir eine neue Welt, zerschellt an ihr. Die Liebe, die Alessandro Baricco meint, bleibt stumm. Der un-mutige Held Hervé verliebt sich in die Augen, die „nicht asiatisch geschnitten waren“, das sehr junge Mädchen wiederum in Hervés Stimme. Klarer kann man Partikularität, die nicht den Menschen, sondern nur einen winzigen Aspekt sieht, kaum beschreiben.

Was ist es dann, wenn nicht Liebe? Die Faszination des Fremden vielleicht? Bewunderung, Verwunderung, die nie so tief geht, daß sie verwundbar machen würde? Blindheit statt dem biblischen Erkennen? Selbstverliebtheit? Selbstvergessenheit?

Es scheint, als würde nicht nur das Mädchen dem Mann und der Mann dem Mädchen, sondern die Liebe selbst zum Objekt der Begierde. Einer Begierde nach Leben, nach dem entbehrten und ungeahnten Gefühl, lebendig zu sein, am Leben teilzunehmen und ihm nicht nur beizuwohnen, dem Schauspiel zu entrinnen und auf die Bühne zu springen. Die Liebe wäre dann eine Chance zu wachsen, zu reifen, dem engen Kreis des Bestimmtseins zu entkommen und einer eigenen Bestimmung zu folgen. Tu es, möchte man ihm zurufen, küß sie, raub sie, nimm sie mit dir fort. Aber Hervé Joncour ist kein Ritter, kein Retter, kein Held, er ist nur ein Mann, ferngesteuert von Menschen, die ihm sagen, was er werden soll – im Beruf wie auch im Leben. Er lebt wie eine Seidenraupe, die ihren Kokon spinnt, sie tut, was sie soll, ohne zu wissen, was sie will: er funktioniert perfekt nach einem festgelegten Programm, wenn er einem Auftrag dient, und wird handlungsunfähig, wenn es um ihn selbst geht. Ihm fehlt der Wille und das Wissen, die Ahnung um das eigene Wollen. So verharrt er, ohne auf die Bühne zu springen, auf der Galerie.

„Entscheide du“, ruft er den anderen zu und vollendet sein Lebensgesetz. Schließlich hatte er „den unantastbaren Frieden eines Menschen in sich, der sich am rechten Platz fühlt.“ Er fühlt ihn nur, er nimmt ihn nicht ein. Weder vermag er es sich einzulassen noch

vermag er zu lassen. Zwischen nichts tun und nicht verzichten verliert er letztlich alles: die Frau, die er hat, und das Mädchen, das er nicht haben kann.

Romantisch empfindet er durch die halbe Welt, als käme das Glück und die Liebe vom Himmel. Selbstgefällig gefällt ihm alles, was nicht zu erkennen ist, was seine Welt aus den Angeln heben könnte. Untreu werdend bleibt er sich selber treu. Und wird das, was er ist: kein Held, den wir verehren, sondern ein Mensch, der versagt – im doppelten Sinn. Erst am Ende, nach unendlicher Zeit, wie aus weiter Ferne das Geschehen wird er gewahr, begreift er – annähernd. Das Begreifen und Verstehen aber bleibt ohne Folgen. Es gibt nichts mehr zu tun. Kein Entkommen von der Galerie, von der er das Schauspiel seines Lebens verfolgt. Kein Sprung aus der Totschlägerreihe, wie ihn auch Franz Kafka einmal für sich selbst und seine Helden eingeklagt hat. Hervé Joncoures Biographie schließt sich zum Kreis, aber der Kreis ist nur ein Punkt, eine Illusion. Er ist den weiten Weg von Frankreich nach Japan gegangen, immer und immer wieder und doch nur um sich selbst gekreist, ohne je den Radius zu berühren oder gar zu durchbrechen. Sein Leben erinnert an jenes Seidengewand, das er seiner Frau Héléne mitbringt und „das sie aus Schüchternheit niemals trug. Wenn man es anfaßte, war es, als hielte man das Nichts in Händen.“ Eine Illusion.

Und vielleicht ist es ja auch gerade dieses Nichts-Tun, das allen Thesen der Psychologie der (modernen) Liebe widersteht, eben dieses melancholische Leben-Verschenken, das menschlich-allzumenschlich dem Unbewußten den Vorzug gibt, eben diese Archaik einer Gefühlswelt, die sich nicht reflektiert, eben diese leise Rauschen der Wörter und Sätze, was uns verzaubert. Eine Magie, die uns beim ersten Mal gefangen nimmt in tiefen Verliesen und die wir beim zweiten und dritten Lesen entzaubern. Es ist, als habe Alessandro Baricco das geheime Wesen der Liebe offenbart: nein, sie will nicht verstanden werden, sie will nicht unser Verständnis, unseren Spürsinn, sie will gelebt werden, gespürt, gefühlt, gelitten, mit allen Sinnen. Sie will, daß wir uns in sie hineinstürzen – wie in das wirkliche Leben, wie in die Schein-Wirklichkeit eines Romans. Wir sollen das LebenLiebenLesen nicht begreifen wollen, sondern uns hingeben, eintauchen, uns verwandeln lassen und wiederkehren, um weiterzumachen. Stimmt sie, meine Ahnung? Vielleicht. Vielleicht (nein, sicher!) finden Sie auch eine ganz andere Lesart und bei jedem Lesen eine andere, neue. Angeblich tun wir das ja auch, wenn wir richtig lieben: den anderen immer wieder neu entdecken, immer wieder aufs Neue kennenlernen.

Mir scheint: am Ende des Romans haben wir eine Geschichte gewonnen und unseren Kopf verloren, haben verinnerlicht, wogegen wir uns wehren müßten, daß wir vermutlich dort am tiefsten und meisten lieben, wo unsere Gefühle unerfüllt bleiben. Ein Gespinnst, eine wunderschöne Illusion, ein grandioses Nichts, das sich gegen alle postmoderne Vernunft und psychologische Bewußtwerdung hält? Offensichtlich. Zumindest in der Literatur, in unseren Herzen und in unserer Sehn-Sucht. Am Ende des Lesens steht der Sieg der Unvernunft, der Illusion, der Magie, der Verführung: gibt es einen schöneren, zauberhafteren Grund, einen Roman über die Liebe und das Begehren zu empfehlen – all jenen, die wir mögen und denen wir uns ganz besonders verbunden fühlen?!

Sonja Bißbort, Stuttgart

Nur ein wunderschöner Schwindel?

Es könnte gut sein, daß Alessandro Bariccos „Seide“ auch Sie beim ersten Lesen fasziniert, trunken macht, narkotisiert. Und Sie wären sicher nicht der erste und einzige, dem dies passiert ... Aber – müssen Sie wirklich den Kopf verlieren?

Es paßt alles perfekt: die äußere Welt des Helden umspannt die halbe Welt, die innere Welt des Helden umspannt nicht viel mehr als das Areal eines Kokons, den eine seiner Seidenraupen spinnt. Der Held handelt nicht aus eigenem Antrieb, sondern folgt den Interessen Fremder. Er hat keine Motive, er heiratet wie er geboren wurde, er lebt wie er sich verliebt: die Dinge passieren einfach, und man weiß noch nicht einmal, ob sie ihn meinen oder ob sich auch ohne ihn, einer übergeordneten Konsequenz folgend, ereignen hätten.

Halt, sagt die Psychologin zu der Literaturwissenschaftlerin und Leserin, ist das nicht deine eigene Sicht der Dinge? Wo bleiben da die anderen Möglichkeiten, „Seide“ zu lesen? Was passiert in deinem Kopf und was wirklich in diesem Roman?

In der Tat, gesteht die Leserin nach einer gewissen Bedenkzeit ein, die Sogwirkung des Romans ist gewaltig. Es paßt alles so perfekt, daß man überaus geneigt ist, sich in der Hermetik der Roman-Welt zu verfangen. Was aber passiert, wenn man diese lustvoll versponnene Hermetik zur Seite schiebt, wenn man sich nicht führen läßt, nicht verführen von den Vordergründigkeiten?

Nun, der Ausstieg fällt, da eigentlich alles so logisch und kohärent gewirkt ist, alles so wunderbar in sich geschlossen wirkt, nicht eben leicht. Ein erster Faden, der aus dem seidigen Gespinnst nach außen weist: der Leser sieht die Welt – auf den ersten Blick – nur mit den Augen Hervé Joncours. Er ist ein Mensch, der sich nicht entscheidet zu heiraten, sondern – ohne die Geschichte einer Liebe zu entfalten – einfach verheiratet (wird), der nicht zur Armee geht, sondern vom Vater dorthin geschickt wird, der schließlich (oder vielmehr plötzlich) Seidenraupenhändler wird, aber nicht, weil er es will, sondern weil ein anderer, ihm fremder Mann die Fäden zieht. Können wir der Sicht eines solchen Mannes trauen?

Es könnte doch sehr gut möglich sein, daß alles ganz anders war, daß das Mädchen, in das er sich „vollkommen stumm“ verliebt, durchaus mit ihm geredet hat: er hat es nur nicht vernommen. Es könnte gut sein, daß es Motive gab, seine Frau Hélène zu heiraten: er hat all dies nur vergessen oder – es wäre ebenso wahrscheinlich – auch diese nicht wahr genommen. Es könnte auch ...

Ja, es könnte alles ganz anders gesehen und gelesen werden, wenn man das Areal des Helden verläßt, dieses befangene, fast autistisch Welt-Bild, wenn man nur einen kleinen Schritt zur Seite tritt, um Distanz zu gewinnen.

Tut man es nicht, dann saugt Alessandro Baricco, sein Roman den unbefangenen Leser in sich hinein. Widerstandslos und unbefangen wie er ist, verfährt er sich in den Schlingen der Geschichte. Wie ein Magier lädt der Autor ein in das Reich der Illusionen, und wider besseres Wissen folgen wir den Tricks, bis wir ergriffen-erstarrt-gelähmt glauben, was wir lesen.

Wir? Keine Sorge, Sie müssen nicht zwangsläufig zu diesen Wir's gehören. Die Faszination, die von „Seide“ ausströmt, setzt wie bei jeder Faszination eine gewisse Bereitschaft voraus. Eine gewisse Verführbarkeit, weil man Zugang zu eben dieser vollkommen stummen, vor-sprachlichen Welt hat. Oder sich danach sehnt. Oder diesen

Zustand kennt, wohl reflektiert und mit Abstand. Oder weil diese Welt so völlig anders und fremd und Schwindel erregend ist, daß man sich ihr zaudern-schauernd zuneigen möchte, wenigstens für einen Augenblick. Es könnte aber auch ebenso gut sein, daß dieser Zauberer mit all seiner Magie Sie kalt läßt, gähnen oder gar wütend macht ob des Versuchs, Ihren klaren Blick zu trüben.

Das Angebot an den Leser ist gewaltig: er darf sich hineinwerfen, er darf hinein-strömen in die Welt des Hervé Joncours, eintauchen und untergehen. Aber er muß sich nicht lähmen lassen. Er darf aufwachen, aussteigen, beobachten, mitfühlen, fragen, warum dieser Mensch handlungsunfähig ist, warum er nicht nach der Liebe greifen kann, warum es ein Begehren bleibt, eine unstillbare Begierde, warum sie ihn verharren läßt in einem so bedürftigen existentiellen Zustand, warum er Geliebte und Ehefrau nur als Objekte wahrnehmen kann, warum ihm dieses Leben mit all seinen Möglichkeiten entgleitet.

All diese Fragen kann der aus seiner Befangenheit, Gefangenschaft entlassene, entkommene Leser nun stellen, Hypothesen suchen und sie zu einer neuen Interpretation verdichten, weil er selbst nicht mehr trunken und seiner Sinne beraubt dem Schwindel verfällt. Kurzum: er hat die Wahl. Zu sehen und zu fühlen mit den Augen des Mannes namens Hervé Joncour oder mit seinen eigenen. Die Entscheidung vollzieht sich auf dem Grat zwischen symbiotischer Nähe mit dem Helden, die süchtig macht, und einer hell-sichtigen Distanz, die frei macht für einen eigenen, eigenständigen Blick auf die Dinge – und die durchaus wichtige Frage: wie sehe ich die Lebens-Welt des Romans, den Lebens-Entwurf des Hervé Joncour wirklich. Als arm. Oder reich. Als erschreckend. Oder begehrenswert.

Und weil der Roman – ein wunderschöner Kunstgriff des Autors – all diese Möglichkeiten und Lesarten, Betrachtungsweisen und Experimente, Gedanken und Gefühle zuläßt, können wir uns beim Lesen in allen Facetten betrachten und entwickeln. Es scheint, als wäre der Roman, der seinem Helden eine wahrhafte Entwicklung verwehrt, ein Angebot an den Leser, sich zu entwickeln. Als wollte uns Alessandro Baricco in der gefesselten, trunkenen, handlungsunfähigen Figur seinen Helden zeigen, wohin eine solche Lebens-Betrachtung führt, uns mit ihm versinken zu lassen, um uns dann die Hand zur Läuterung zu reichen. Ja, es scheint, als würde diese potentielle Entwicklungsgeschichte des Lesers möglicherweise gar den eigentlichen Reiz dieses Romans erklären können. Ob es wirklich so ist? Nun, das wäre eigentlich noch eine völlig andere Hypothese. Eigentlich.

Margit M. Schreier, Stuttgart